



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Bürger's Heimath.

Die göttinger Studenten wollen dem Dichter der Lenore ein Denkmal setzen, und haben Mühe gehabt, sein Grab aufzufinden. Ein Glück, daß sein Verleger der Leiche folgte, denn ein alter Mann erinnert sich noch, gesehen zu haben, daß dieser einmal einen Sarg auf den Gottesacker begleitete. An der Stelle, wo der Buchhändler damals sein Gebet verrichtete, wird sich nun ein Denkmal erheben mit der Inschrift: G. A. Bürger.

Außer seinem Verleger war wohl nur sein Arzt bei der Beerdigung zugegen. Beide waren seine einzigen Freunde; aber der Eine schützte ihn bei seinen Lebzeiten nicht vor Hunger und Elend, und der Andere schrieb nach seinem Tode eine so fehlerhafte Biographie von ihm, daß man noch immer nicht recht weiß, wo er eigentlich geboren ist, zumal da noch in neuester Zeit Biographen von Sach, wie Heinrich Döring, seinem Arzte in allen Punkten unbedingten Glauben beigemessen haben. Molmerswende heißt der Geburtsort des Dichters; ein Dorf Namens Wolmerswende, wo ihn seine Herren Biographen geboren werden lassen, existirt nirgends.

Molmerswende liegt im Harz, zwei Stunden von dem berühmten Schloß Falkenstein entfernt, welches dem jetzigen Oberjägermeister gehört, bei dem der König zuweilen auf längere Zeit zur Jagd ist. Es gehört selbst zum Gerichtsprengel dieser alten Burg. Eine Tradition, welche auch in die Handbücher für Harzreisende übergegangen ist, verlegt die Begebenheit, die Bürger in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ (einer Ballade, die in Wahrheit viel mehr in's Volk gedrungen ist, als die „Lenore“, der sie freilich an Werth nicht gleich kommt) erzählt, in die Gegend zwischen dem Falkenstein und Molmerswende. Der Gedanke lag nahe, denn das Schloß, das der armen Pfarrerstochter so in die Augen lachte, wird in dem Gedichte selbst Falkenstein genannt. In der Beschreibung von Taubenhain will man das nahe Dorf Pansfelde erkennen. Dort wird noch „das Weizenfeld hinter dem Garten“ gezeigt,

wohin „der stattliche Junker“ das Mädchen durch den Wachtelschlag rief; ferner im Garten selbst die Stelle, wo des Pfarrers Tochter ihr Kind mit der goldenen Nadel umbrachte, —

(„Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras,
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß“)

und in einiger Entfernung der Unkenteich, neben dem die Kindesmörderin gerichtet wurde. Alles dieses wissen aber nur die Harzreisenden; dem Volke in jener Gegend ist eine Sage, welche Bürger in seiner Ballade etwa bearbeitet haben könnte, nicht bekannt. Und er hat auch in derselben keine Sage erzählt, sondern nur ein Stück Dichtung und Wahrheit geschrieben. Folgendes hörte ich von einer wohlunterrichteten Dame:

„Der Pfarrer von Pansfelde hatte zwei Töchter, die er jeden Sonntag mit auf den Falkenstein nahm, wo er in der kleinen, lieblichen Schlosscapelle predigen mußte. Das war nicht klug von ihm: denn es dauerte nicht lange, so verführte ihm der Junker eine derselben. Da hatte er nun auf einmal eine Wiege im Hause stehen: davon wird der Bürger wohl erfahren haben; er hatte ja als Kind oft genug mit den Mädchen gespielt.“

Wie, Großmutter! so unterbrach ich hier die Matrone, welche mir das an einem regnerischen Nachmittage in ihrem traulichen Stübchen erzählte, und welche mir gütigst meine Indiscretion verzeihen wolle, wenn nach einem halben Jahre der sondershäuser Bücherbote mit diesem Artikel in ihr eingeschneites Harzdorf kommt wie? sie hat das Knäblein nicht gleich mit der goldenen Nadel umgebracht?

„Ei bei Leibe nicht, mein liebes Kind! Wo denkst Du hin! Cousine He! Nun ja, ihre Schwester hab' ich recht gut gekannt. Wir nannten uns immer Cousinen. Ich weiß aber wirklich nicht einmal warum, und Du brauchst nicht etwa zu denken, daß wir mit denen verwandt zusammen sind. Die Andre ist mit ihrem Sohne nach Aschersleben gezogen. Der hat seine Mutter auf ihre alten Tage ernährt, ist ein ehrfamer Bürger geworden und mag wohl heute noch leben. Nein, was wahr ist, das muß wahr bleiben: umgebracht hat sie ihn nicht. Das kann man ihr nicht nachsagen, das hat eine Andre gethan.“

Eine Andre? fragte ich?

„Nun ja, freilich eine Andre. Sie war aus Molmerswende selbst, und mit Bürger Nachbarskind zusammen. Die ist später eine Kindesmörderin geworden. Gerichtet ist sie auch; ob aber gerade am Unkenteiche, das weiß ich nicht.“

Von diesen beiden Vorfällen hat Bürger den Stoff zu seiner Ballade hergenommen, in der er so sehr den Volkston getroffen, daß man sie bisher allgemein für die Erzählung einer alten Volksage genommen hat.

Ueber Bürger erfuhr ich aus jenem literarhistorischen Gespräche mit meiner Großmutter noch Folgendes: Sie hatte ein Mal auf Schloß Rammelburg im Fenster gestanden, als er mit seinem Freunde, dem Epistelbichter Göckingk (dem Großoheim Max Stirners und dem Landsmann

Grenzboten, III, 1846.

17

der Louise Aston), dessen Bruder dort Gerichtsamtman war, über den Schloßhof ging. „Ach Gott, wie elend sah er aus“ — sagte sie — „man mußte ordentlich darüber erschrecken. Und doch dauerte es nachher noch mehrere Jahre, bis wir hörten, er sei nun auch gestorben.“ —

Bürger's Mutter, von der er ohne Zweifel die rege Sinnlichkeit, wie vom Vater das Phlegma in seiner Natur ererbt hat, und von der er selbst sagte, daß sie die bedeutendste Frau ihrer Zeit gewesen sein würde, wenn es ihr nicht an jeglicher Bildung gefehlt hätte, wurde mir als ein ziemlich böshaftes Weib geschildert, welches den Bäumen im Garten einen Schaden anthat, als sie die Pfarre in Molmerswende räumen mußte. Das war nun schlimm für die Großmutter, denn der nächste Nachfolger vom alten Bürger verstand nichts von der Baumzucht, und als diesem der Großvater folgte, mußte der erst wieder Birnen und Äpfel säen; da fehlte es denn in der Küche an Manchem. „Da muß man sich denn zu helfen wissen, liebes Kind. Auf Regen folget Sonnenschein. Aber den Bürger haben ich und Dein seliger Großvater immer lieb gehabt, und als wir dazumal kurz vor seinem Tode auf seine Werke subscribirt hatten, schnitten wir vorn aus dem ersten Bande sein Bildniß heraus, ließen es einrahmen und hingen es in unserer Wohnstube an der Stelle auf, wo die alte Madame ihn zur Welt gebracht hatte. Als später Dein Vater dort einzog, der hielt nichts auf Bürger und sagte: er habe schlecht gelebt, und wurde sehr ernsthaft, wenn von ihm die Rede war. Aber das Bildniß hielt er doch in Ehren. War doch Deine Mutter an derselben Stelle geboren.“

Wer wird es mir verargen, wenn ich am andern Morgen, wo ich meinen Stab weiter fortsetzte und auch durch Molmerswende kam, vor dem Pfarrhose still stand, und trotzdem, daß es erst sechs Uhr früh war, doch mich einen Augenblick versucht fühlte, ganz ungenirt bei dem Prediger einzutreten, um zu sehen, ob jenes schlichte Denkmal sich noch an der bewußten Stelle befand. Eben sowohl im Namen meiner Familie als meines Volkes hielt ich mich fast für berechtigt, den Herrn Pastor, der in Bürger's Geburtshause wohnt, in seiner Häuslichkeit etwas zu controliren. Als ich aber das Strohdach nicht mehr sah, von dem ich stets gehört hatte, sondern an seiner Stelle ein rothglänzendes Ziegeldach erblickte, da fürchtete ich, bei meinem Eintritte in das Haus noch mehr enttäuscht zu werden, und ging.

Auch war ich nicht allein. Mit mir stand an jenem Morgen auf dem Fahrwege vor diesem Hause Johanne Bürger, welche die kleine Wirthschaft meiner Großmutter führte und heute ihren Eltern in Pansfelde einen Besuch abstatten wollte, wobei sie es sich nicht nehmen ließ, bis dahin mein leichtes Ränzchen zu tragen. Pansfelde, von unserm Dichter Taubenhain und von seinen Biographen Pomsfelde genannt, ist schon von dessen Arzte Dr. Althof richtig als der Stammort der Familie Bürger bezeichnet. Aus einem der ersten Häuser des Dorfes hörte ich Trompeten- und Geigentöne erklingen. Hier gab mir Johanne Bürger die Hand und trat ein, denn das war das Stammhaus des Bürger, und dort wohnen die Verwandten des unglücklichen Dichters, welche

Musikanten sind, und auf den Kindtaufen und Hochzeiten der Gegend spielen.

Langsam ging ich durch das Dorf, den Klängen lauschend, die aus jenem Hause kamen, und stieg dann zum Falkensteine auf, von dem es in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ heist:

„Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenseits des Baches am Hügel
Blickt stattlich ein Schloß auf das Dörschen im Thal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie brennende Spiegel.“*)

H. Prohle.

II.

Willems und die flamändischen Schriftsteller.

Durch den Tod des trefflichen Willems in Gent droht der flamändischen Literatur- und Sprachbewegung eine gefährliche Verwirrung. Willems war das Haupt dieser Bewegung und die jungen Schriftsteller, die ihn an Productivität und an schriftstellerischem Talente überragten, beugten sich doch gerne vor dem würdigen, ältern Manne, der sowohl wegen seiner philologischen Gelehrsamkeit und patriotischen Verdienste, sowie auch wegen seines trefflichen, wohlwollenden und offenen Charakters die Achtung und die Liebe Aller genoß. Der Regierung gegenüber war Willems ein wichtiger, einflußreicher Vertreter und Vermittler der flamändischen Bewegung. Bekanntlich sah man anfangs in der Schilderhebung der Flamingen eine orangistische Reaction, welche der neuen Ordnung und Dynastie von 1830 gefährlich werden könnte. Willems, der besonnene und würdige Parteichef, zerstreute jedoch die Besorgnisse und indem er einerseits der Regierung eine Garantie für die politische Gefährlosigkeit der Sprachbewegung in seiner eigenen, wohlbekannten Persönlichkeit bot, wachte er auch unter seinen Anhängern stets darüber, daß die neue Sprachbewegung zu keiner politischen Contrerevolution sich hinneigte und Alles in den Schranken der Besonnenheit und des belgischen Patriotismus blieb. Ebenso war Willems ein umsichtiger und wohlwollender Vermittler in dem Kampfe zwischen den Liberalen und Katholiken, der natürlich auch unter den flamändischen Schriftstellern seinen Platz hatte. Selbst ein aufrichtiger Katholik, wußte er den Clerus stets zu beschwich-

*) Bei dieser Gelegenheit wollen wir die Biographen Bürger's auf einen werthvollen Aufsatz von Dr. Daniel über den Aufenthalt mehrerer später berühmt gewordenen Männer auf dem holländischen Pädagogium aufmerksam machen, der aus den Aufzeichnungen der Lehrer über ihre Schüler geschöpft ist. — Aus jenem Aufsatze erfahren wir z. B., daß Bürger vom Pädagogium aus die Heimkehr der Soldaten aus dem siebenjährigen Kriege mit angesehen hat, welche er zu Anfang der „Kenare“ schildert. Uebrigens hat auch Herr Dr. Daniel nicht umhin gekonnt, mehrere Irrthümer der Althof'schen Biographie und ihrer Nachsprecher zu berichtigen; doch müssen wir in diesen Punkten auf die Arbeit selbst verweisen, welche freilich nicht in den Buchhandel gekommen und in einem Schulprogramme des holländischen Waisenhauses verborgen ist.

tigen, wenn irgend ein junger Schriftsteller einen heftigen Angriff gegen diesen schleuderten, sowie er auch dem Bestreben entgegen arbeitete, die flämändische Sprachbewegung hauptsächlich als ein Mittel des clericalen Einflusses auf das Landvolk zu behandeln und auszubeuten. Andererseits aber kanzelte er die jungen Leute ab, wenn sie sich Uebergriffe zu Schulden kommen ließen und durch heftige Polemik gegen die katholische Partei die Flamingen unter einander zu vereinen und in der einflußreichen Geistlichkeit einen Feind heraufzubeschwören drohten. Und die jüngern Männer fügten sich, obgleich etwas grollend, doch am Ende den Zureden des jovialen und loyalen Weltmannes. Mit seinem Tode ging nun dieses vermittelnde Element zu Grunde, der gemeinsame Führer fehlt und es ist bis jetzt Niemand da, der sich geeignet zeigt, das Vertrauen der verschiedenen Parteilungen in sich zu vereinigen und eine Autorität über Alle auszuüben. Dieses ist ein großer Uebelstand. Denn abgesehen von dem Parteizwist der Katholiken und Liberalen gibt es im Schooße der flämändischen Bewegung noch einen Zwiespalt zwischen Antwerpen und Gent den beiden Hauptstädten dieser wiederaufstrebenden Literatur. Die antwerper Schriftsteller, productiver und ruhiger, wie die genter, und in letzterer Zeit durch die Erfolge, die Conscience mit seinen Schriften und Delant mit seinen Vlaemisch Belgien errungen, haben stolzer und zuversichtlicher gemacht, wollen sich den etwas hofmeisterischen Ton, den das gelehrtere Gent ihnen gegenüber annimmt, nicht gefallen lassen. Gent bildet gewissermaßen den Herd der classischen Schule, die noch an den Traditionen der holländischen Literatur festhält, während Antwerpen, romantischer und jugendlicher, mehr und mehr der deutschen sich anzuschließen versucht. Willems gab durch sein Uebergewicht den Gentern mehr Schwere, jetzt aber, wo er todt ist und die Schale sich mehr und mehr den Antwerpnern zuneigt, steht zu befürchten, daß die Genter erbittert werden und einen entschiedenern Bruch in dem noch so jungen flämändischen Literaturbunde eintreten lassen. Mögen beide Parteien die drohende Gefahr erkennen und über dem Grabe des edlen Todten sich die Hände reichen, eingedenk des Nationalspruchs: *Centracht macht Kracht!* (Eintracht gibt Kraft.)

III.

Die heidelberger Historiker.

In Schmidts „Zeitschrift für Geschichte“, einem periodischen Blatte, welchem größere Verbreitung und namentlich Berücksichtigung auch von nicht gelehrten Kreisen zu wünschen wäre, eröffnet der kielener Waiz eine Reihe von Briefen über die deutschen Historiker der Gegenwart. Mit etwas allzu parteilicher Vorliebe für die Norddeutschen vindicirt er diesen eine größere Gelehrsamkeit und eine größere Objectivität, als die süddeutschen Historiker besitzen, vor Allem aber ein Streben nach unbefangener Auffassung der historischen Wahrheit, während den Süddeutschen der Vorwurf gemacht wird, daß sie mehr die Gegenwart im Auge haben und sich ihrer Einwirkung auf die Auffassung und Beurtheilung der historischen Entwicklung nicht entschlagen können. Allerdings muß

er dann selbst Heinrich Leo und Berthold von dieser den Norddeutschen so günstigen Charakteristik ausnehmen, während er zu dem Zugeständniß gezwungen ist, daß Männer wie Stälin u. A. an Gelehrsamkeit und Unbefangenheit von keinem Andern übertroffen werden.

Interessant und von der gewöhnlichen Beurtheilung abweichend ist besonders die kurze Skizze, die Waitz von der heidelbergischen Schule entwirft. „In Heidelberg“ — sagt er — „sind in akademischer Thätigkeit Männer verbunden, der verschiedensten Herkunft und Art, und die doch in Wichtigem übereinstimmen und zusammen zu gehören scheinen; die ältern Schloffer und Kortüm, die jüngern Gervinus, Hagen und Häuser. Bei einigen wird man nicht mit Unrecht von schloffer'scher Schule sprechen dürfen; denn selbst die Nachlässigkeiten und Unschönheiten des Styls haben sie von dem Meister angenommen, der Meinung, daß Alles auf den Inhalt und den Sinn, auf die Form aber wenig oder gar nichts ankomme. An unabhängigem, ehrlichen Sinn wetteifern sie mit einander und sind dem kräftigen Fortschritt mit vollem Herzen hingegeben. In Kortüm, der ziemlich für sich unter den Historikern Deutschlands dasteht, waltet ein fast republikanischer Sinn . . . Vielleicht darf man ihn in gewissem Sinne zu den Nachfolgern Johannes Müllers rechnen, dessen Schule sonst im Süden Deutschlands und selbst in seinem Vaterlande gänzlich ausgestorben zu sein scheint. Nach den fernen Küsten der Nordsee ist der begeisterte Anhänger desselben, Hornmayer, verschlagen worden, der vielleicht, trotz der aristokratischen Herkunft, mehr mit Kortüm gemein hat, als beide zugeben mochten. Auch den alten von Gagnern müßte man hier anreihen. Man freut sich besonders, wenn sie Erlebtes schildern und läßt sich auch die Breite, das Blumige und zugleich das Fragmentarische der Darstellung gefallen; sie gehören aber mehr oder weniger einer Bildungszeit an, die nun bereits vorübergegangen ist. Dasselbe darf man wohl am wenigsten von Schloffer sagen, dem Ostfriesen, der nun seit langen Jahren grade im Süden Deutschlands aufs Bedeutendste gewirkt hat, während wir Norddeutschen uns weder mit der Auffassung, noch mit der Darstellung in den schloffer'schen Büchern befreunden können. Dieses Schwarzsehen aller Dinge und Zustände, diese fast absichtliche Herabsetzung jeder großen Persönlichkeit, weil sie nicht wie Schloffer denkt und handelt, dieses völlige Verkennen der Eigenthümlichkeit verschiedener Zeiten und Länder, liegt doch sehr weit ab von den Wegen wahrer Geschichte. Der unnachsichtige Haß gegen alles Gemeine und Schlechte, die Entschiedenheit der überall durchsprechenden Ueberzeugung, flößt die höchste Achtung vor dem Charakter des Mannes ein; allein Gesinnung macht nicht allein den vollendeten Historiker und die große Gelehrsamkeit thut es auch nicht, die hier wohl oft gerühmt worden ist, aber doch mehr als ein fleißiges Lesen von Quellen denn als ein wahrhaft sorgfältiges und kritisches Verarbeiten derselben erscheint. Solche Mängel und solche Wirkung! wird man sagen. Die Wirkung liegt in der geistigen Kraft des Mannes, die Mängel liegen theils in dem einseitigen Sinn, theils in der fast absichtlichen Vernachlässigung der Durcharbeitung des Stoffes. — — Weit

überlegen an Geist und wahrhafte historischem Sinn ist Gervinus, doch theilt er eine große Einseitigkeit, die mir den Heidelbergern im Allgemeinen eigen zu sein scheint und die doch wohl auf Schlosser'sche Anregung zurückgeführt werden muß. Ich meine das mangelnde Verständnis für die unermessliche Bedeutung des Christenthums, überhaupt das Zurücktreten des religiösen Elements in der Geschichte. Nirgends liegt sie stärker am Tage als in der Historik von Gervinus, wo er in allem Ernste die Epoche der neuen Geschichte in dem Auftreten des Sokrates, in der Erweiterung des historischen Schauplazes durch die Eroberungen Alexanders findet, unbekümmert um die völlige Umgestaltung, welche die Welt vornehmlich durch das Christenthum, sodann durch das Auftreten der Germanen und das Eindringen der christlichen Lehre in die germanische Welt erhalten hat. Auch die Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen liefert von solcher Ansicht mannichfache Belege. Eben ganz und gar nicht mittelalterig ist der Sinn von Gervinus und auch das Verständnis der Zeit geht ihm doch in manchen Beziehungen ab; während es vortrefflich ist, wo er die Bewegungen der neuern Zeit in ihrem Reichthum und in ihrer Mannichfaltigkeit schildert. . . . Carl Hagen unterscheidet sich von vielen seiner Collegen namentlich durch klare und angenehme Form; sein interessantes Buch über die Reformation bietet hierzu die schlagendsten Belege. . . . Häusser ist nach frühern unglücklichen oder minder bedeutenden Arbeiten mit der ausführlichen Geschichte der rheinischen Pfalz hervorgetreten, ein Buch, an dem Fleiß und eine lesbare Darstellung gerühmt werden muß und das man gern den bessern Provinzialgeschichten zur Seite stellen wird, wenn es gleich zu den höhern Stufen geschichtlicher Forschung sich nicht erhebt. Erwähnen muß ich es hauptsächlich, weil es schon jener sogenannten ghibellinischen Ansicht angehört, welche eine andere Klasse süddeutscher Historiker recht eigentlich charakterisirt, die Würtemberger vornehmlich und die anderswo ihnen sich anschließen. Man möchte sie die Historiker des Zollvereinsblattes und der allgemeinen Zeitung nennen, mit denen sie innerlich und äußerlich nahe zusammenhängen. Denn eine patriotische deutsche Gesinnung ist sehr an ihnen zu loben, nur daß sie einen einseitigen Charakter an sich trägt; wie sie die Gegenwart ganz und gar nach besondern Interessen beurtheilt, so ist sie gegen manche Seite der Vergangenheit wahrhaft ungerecht. Alles Gewicht wird auf die Einheit des deutschen Reiches gelegt. Aber so nothwendig und erfreulich es sein mag, dem particularistischen Interesse der Deutschen ein allgemeines entgegenzustellen und dies mit aller Energie in dem Bewoge der Meinungen geltend zu machen, so wenig kann man es gut heißen, wenn nur den Repräsentanten der deutschen Einheit, den Kaisern nämlich, alle Vorliebe zugewandt und alles Recht zugeschrieben, den Entwicklungen dagegen der Stämme und Fürstenthümer nur Ungunst und hartes Urtheil gezeigt wird."

Zur Beurtheilung dieses Beurtheilers darf man nicht vergessen, daß Herr Wais ein geborner Preuße und aus der ranke'schen Schule ist.

IV.

Aus Wien.

Todte und Lebendige. — Todte Kunst. — Gluck. — Clericale Einsprüche. — Die Musiker. — Gerüchte über Visk. — Fürst Metternich. — Die Akademie. — Deinschlagstein. — Die Erklärung der Redactionen; Beleuchtung derselben. — Herr von Pilat. —

Unsere Kirchhöfe sind um einen Denkstein reicher geworden; ich sage absichtlich einen Denkstein — denn zu einem großen Denkmal für irgend einen der herrlichen schaffenden Geister in Oesterreich, haben wir es noch nicht gebracht; der Geist in der Kunst wird bei uns, im Leben wie im Tode, in einen Winkel gewiesen, man schreitet leicht und unbeachtend über sein Andenken, wie über einen zersprungenen Grabstein hin, was soll der Todte, den man nicht einmal mehr in einen Salon laden kann, um mit dem gefeierten Namen Eitelkeit zu treiben! Merkwürdig ist es, daß die Kunst, die bei uns mehr vielleicht als anderswo, als Dessert auf der Tafel des Lebensgenusses betrachtet wird, so wenig hohe, einflußreiche Mäcene findet, daß, was sie wird und schafft, sie nur aus und durch sich selbst erwingt, daß es Niemanden gibt, von dem man sagen kann: er hat ein großes Talent der Welt und der Kunst erhalten, er hat es gepflegt, gestützt, gehoben. Und daher kommt es auch, daß, da die Gegenwart vergessen wird, die Leichensteine großer Todten auf unsern Kirchhöfen zertrümmert liegen und würde jetzt nicht die Pietät unter den jüngern Künstlern wach, wir hätten vielleicht in einigen Jahren nicht mehr gewußt, wo Beethoven's, Gluck's, Schubert's Reste ruhen, so wie man kaum mehr den Platz weiß, wo Mozart schläft. Und wie viele andere herrliche Geister gibt es noch, die in Wien den letzten Kampf gerungen und deren Grab wir nicht mehr kennen, auf daß ein dankbarer Geschlecht einst dahinwalle. Aber wir haben auch Unglück mit unsern Denkmälern, wenn wir auch schon einmal den Anlauf nehmen, irgend etwas dergleichen zu thun. Da war nun endlich seit einem Jahre in zwei hiesigen Zeitschriften, den „Sonntagsblättern“ von Dr. Frankl und der „Musikzeitung“ von Dr. Schmidt, zu Beiträgen für Gluck's Denkstein aufgefordert worden, da hatte Dreyschock ein Concert dafür gegeben, die Musikalienhandlung von Mechetti sich ebenfalls der Sache thätig angenommen und endlich wird des großen Todten 132. Geburtstag zur Enthüllung des Denksteins bestimmt. Da geschah es vor Allem, daß man nicht öffentlich ankündigen durfte, daß in der Paulinerkirche, wo einst des großen Meisters sterbliche Hülle eingesegnet worden, das mozart'sche Requiem aufgeführt werde, denn der Erzbischof von Wien gestattet nicht, daß am Todestage eines Künstlers eine außerordentliche kirchliche Feierlichkeit stattefinde *) — und so mußte die ganze Feierlichkeit im Stillen und nur mit ganz kurzen Eintadungen abgemacht wer-

*) Auf merkwürdige Weise begegnen sich in derlei Ansichten der katholische und der protestantische Clerus. In Stuttgart hat dieser Einspruch gethan, daß bei der Einweihung von Schiller's Denkmal die Glocken geläutet werden.

den. Nun wurde, da kein Programm ausgegeben war, in der Paulinerskirche doch das mozar't'sche Requiem ausgeführt, wobei die Solostimmen durch die Damen Hasselt und Bury, die Hrn. Staudigl und Erl besetzt waren — von wem war aber die Kirche besetzt? Glauben Sie vielleicht von unsern so zahlreichen Componisten, Capellmeistern, Professoren der Musik und Virtuosen? — o nein, grade diese fehlten, und fehlten sämmtlich! Das Publicum waren einige Schriftsteller, Maler, Bildhauer und — Frauen! Und als man nach geendigtem Requiem auf den naheleinsdorfer Kirchhof hinauszog, als es zur eigentlichen Enthüllung ging, da war die Zahl der Anwesenden noch viel geringer und Hr. Dr. Schmidt hielt am Denksteine die Rede vor kaum mehr Zuhörern, als die Mitglieder des Männergesangsvereins waren, welche zum Schlusse der Feier einen Chor aus „Iphigenia in Tauris“ mit unterlegtem, der Gelegenheit angepasstem Texte sangen. Das Denkmal selbst ist eine mäßig hohe Pyramide aus geschliffenem Granit, an deren oberm Theile das Medaillon Gluck's in Erz, an dem untern Theile die frühere Grabestafel mit der einfach schönen, Alles sagenden Inschrift: Hier ruht ein rechtschaffener, deutscher Mann, ein eifriger Christ, ein treuer Gatte, Christoph Ritter Gluck, der erhabenen Tonkunst großer Meister. Er starb am 15. November 1787. — eingefügt sind. So ging im Stillen eine Feierlichkeit zu Grabe, welche die wiener Künstler als eine aus ihrer Mitte hervorgegangene Manifestation hätten betrachten sollen, als eine Manifestation gegen den Indifferentismus unserer höhern Stände, gegen Alles, was Geist heißt. Wir wollen auch den Festordnern keinen Vorwurf machen, daß das Ganze so armselig erschien, sie thaten ihr Mögliches, waren es doch die Musiker selbst, welche sich zurückzogen, welche, kleinlich genug, sich für beleidigt hielten, weil man nicht jeden Einzelnen devotest eingeladen — und Gluck war doch auch Capellmeister, Hofcomponist, Professor (freilich nicht am Conservatorium) und noch etwas drüber! — — Tags darauf erschien in den Sonntagsblättern die Aufforderung für noch drei Grabmonumente, Frankl wies es aber höflich ab, sich bei der Sache zu betheiligen, er möchte an dem einen Monumente genug haben. Und doch wäre noch in dieser Hinsicht so Manches zu thun übrig, entdeckte man doch bei der Gluckfeier auf demselben Kirchhofe kaum 100 Schritte von dem neuen Monumente eine alte zersprungene Marmortafel, worauf steht: Salieri. 1750. Da ruht also der würdige Salieri, einer der ersten Meister seiner Zeit! — Unter den Wenigen, die in der Kirche anwesend waren, bemerkte man auch List, der jetzt auf dem Lande in der Nähe von Wien wohnt und weniger an einer Oper nach einem Texte von George Sand, als an einer merkwürdigen musikalischen Composition der Sonette von Petrarca arbeitet, von denen mehrere schon nächstens erscheinen werden. In mehreren Kreisen circulirt das Gerücht, daß List, bei der herausgestellten Unheilbarkeit Donizetti's, sich um dessen Stelle als Hofcapellmeister beworben. Unmöglich ist die Sache nicht, denn man weiß es, von welchen Rücksichten man bei uns bei Auszeichnung von einheimischen Künstlern ausgeht und wie sehr oft diese Auszeichnungen die Nebenabsicht haben, sich der Nation, welcher der Künstler angehört, ge-

neigt zu zeigen. Wir wissen es, wie viel Antheil dieses an Donizetti's Ernennung, an dem Ankaufe der großen, aber mittelmäßigen Bilder von Hayez für das Belvedere, an der Uebertragung des Franzensdenkmals an Marchesi hatte — denn Alles dieses hätte man von deutschen Künstlern doch wenigstens ebenso mittelmäßig bekommen können — aber man wollte den italienischen Provinzen ein Compliment machen, sowie jetzt vielleicht Ungarn, welches in List einen seiner berühmtesten Söhne sieht und seine Statue in's Nationalmuseum setzen wird. So viel ist gewiß, daß List in den letzten Tagen wieder eine Audienz beim Fürsten Metternich hatte. Fürst Metternich scheint überhaupt den hiesigen Kunstzuständen größere Theilnahme und Aufmerksamkeit schenken zu wollen und vorzüglich ist es die Akademie der bildenden Künste, als deren Curator er jetzt etwas kräftiger eingreifen zu wollen scheint. Er sieht es ein, daß die jetzigen Zustände und Institutionen keinen innern Halt mehr haben können, daß Männer an der Spitze der Akademie stehen, welche einer verkehrten, allen Zeitbestrebungen entgegengesetzten Richtung angehören, daß selbst die materiellen Verhältnisse der Akademie der Art sind, daß ohne energisches Eingreifen lange keine Besserung eintreten kann, weil sowohl Richtung als einflußreiche Stellung sich droht vom Vater auf den Sohn zu vererben, erbliche Professuren, wie es erbliche Titel gibt. Der Fürst will deshalb Vorschläge zur neuen Organisation der Akademie entgegennehmen und hat sich erst kürzlich dahin ausgesprochen: er sehe ein, daß das ganze Gebäude der Akademie morsch sei und man den Bau zusammenreißen müsse, bevor er selbst in sich zusammenfalle. — Wie lange es aber noch dauern wird, bevor dieses geschieht? Vielleicht will man die Lebenden nicht kränken und erst nach ihrem Tode mit den Reformen herausrücken, das ist ja bei uns der gewöhnliche Gang.

In letzterer Zeit war Metternich's Name durch ein Stadtgerücht vielfach genannt, welches in seinen großen Eisenwerken in Plaf das Gitter um das Monument des Kaisers auf des Fürsten Kosten gießen ließ; die Allgem. Zeitung bestätigte es in einer Correspondenz aus Wien, und doch ist an der ganzen Sache kein wahres Wort. Es ist auch unbegreiflich, wie das Gerücht entstehen und geglaubt werden konnte, der Hof werde von einem Unterthan und sei er noch so hoch gestellt, ein solches Geschenk annehmen. Uebrigens hat, ich weiß nicht, ob Sie es schon wissen, das Franzensmonument bis jetzt in runder Summe 496,000 Gulden gekostet. Von den bei dieser Gelegenheit erwarteten Gnaden ist bis jetzt noch nichts erschienen; das Programm der Akademie der Wissenschaften konnte in so kurzer Zeit, wie man erwartete, auch nicht geliefert werden und so weiß man bis jetzt noch nichts Vollständiges von diesem Institute. Veröffentlicht ist bis jetzt noch nichts, aber die Ernennungen sind bereits bestimmt, darunter Baron Hügel als Präsident, Dr. Endlicher als Secretär, Grillparzer ist Mitglied der philologischen Section, Halm Ehrenmitglied, 16 Plätze sind den Naturwissenschaften gewidmet, 8 der Geschichte und Philologie. Wegen der Stelle eines Curators der Akademie war man längere Zeit in Verlegenheit, vor einigen Tagen erst hat einer der würdigsten Männer sich zur Uebernahme dieser ehrenvollen

Stelle bereit erklärt — der Erzherzog Johann, der in Steiermark und Tyrol Vergöttert und dessen Toast bei dem Königsfeste am Rhein vor wenigen Jahren durch ganz Deutschland hallte. Ob aber die Akademie nicht dadurch, daß ein kaiserlicher Prinz das höchste Ehrenamt derselben übernimmt, nicht etwas an ihrem freien wissenschaftlichen Aussehen einbüßt, ist eine andere Frage und wir haben in solchen Dingen hier nicht viel zuzusetzen. Als Petitionär um die Stelle eines Akademikers, hat sich auch der bekannte Regierungsrath Deinhardstein gemeldet, ob er dabei mehr seine Verdienste als dramatischer Dichter, oder als Redacteur der wiener Jahrbücher der Literatur, oder als Censor geltend gemacht, ist ungewiß, so viel aber sicher, daß er bis jetzt nicht bestimmt ist. Uebrigens hat die neuliche Denunciation der russischen Gesandtschaft, wegen eines Artikels in einer hiesigen Zeitschrift, für ihn das Unangenehme oder Unangenehme, daß er seiner Stelle als Censor enthoben wird, indem er nächstens eine Reise nach Belgien unternimmt, während welcher Zeit die Censur der hiesigen belletristischen Blätter in andere Hände übergehen wird. — Unsere Blätter erregten vor einigen Tagen ein gewisses Interesse, durch einen Artikel, welcher sich, mit Ausnahme der bauerle'schen Theaterzeitung, der theologischen, technischen und medicinischen Zeitschriften, in sämtlichen hiesigen Journalen befand, es war ein Aufruf an die Redactionen deutscher — d. h. außerösterreichischen — Zeitschriften, ihre Sorgfalt in der Wahl der Correspondenten über Oesterreich zu verdoppeln und jede einzelne Nachricht genau zu prüfen, ob sie nicht schon in sich selbst Zeichen der Unwahrheit und Gehässigkeit trage. Motivirt war dieser Aufruf dadurch, „daß kein einziges deutsches Journal sich freihielt von Unwahrheiten, österreichische Verhältnisse oder Personen betreffend“, ferner: daß die große Mehrzahl deutscher Blätter, wenn sie sich auch bemüht redliche Correspondenten zu erhalten, ihr dieses oft doch nicht gelingt, weil sie sich nicht an den rechten Mann wendet und daß bei den Unannehmlichkeiten, womit die Correspondenz aus Oesterreich bisher so oft verbunden war, sich sachkundige Inländer nur schwer dazu herbeiließen und die Wahl also nothwendig oft auf unbedeutende Subjecte fiel. Nun kommt aber gegen den Schluß zu noch der Passus: In dem Maße, als eine freiere Besprechung österreichischer Zustände auch in den österreichischen Blättern beginnt, halten es die Vertreter der periodischen Presse in Wien für ihre Pflicht, jenem Unwesen zc. mit aller Kraft entgegenzutreten.“ Man sieht, die wiener Journalisten wollen etwas, aber sie verrücken nicht allein den Standpunkt, auf welchem sie selbst stehen, sondern sie fassen auch weder jenen der österreichischen Censur, noch jenen der deutschen Presse klar genug in's Auge. Sie wollen Wahrheit in Betreff der österreichischen Verhältnisse und setzen sich als eine Art Censurcollegium, als einen Wohlfahrtsausschuß Oesterreichs, als einen öffentlichen Ankläger, nicht allein der deutschen Presse, sondern auch vielleicht so mancher Ehrenmänner in Oesterreich hin, welche gezwungen sind, unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses zu correspondiren, denn in dem Aufrufe wird ja selbst eingestanden, daß so viele Unannehmlichkeiten mit dem Correspondiren aus Oesterreich verbunden sind! Und

welche Unbesonnenheit, der deutschen Presse vorzuwerfen, daß sie, in Ermangelung bekannter Männer, von dem Ersten Besten etwas aufnehmen würde, wenn es nur eine Correspondenz aus Oesterreich! Würden vielleicht die unterzeichneten Redactionen im ähnlichen Falle so handeln? Und ist es nicht zu weit gegangen, anzunehmen, es mangle an Männern, welche ihr Vaterland auf eine würdige Weise in der deutschen Presse zu vertreten wünschten und verstanden? Kein würdiges Organ der öffentlichen Meinung wird von einem, selbst dem Namen nach ihm Unbekannten irgend etwas aufnehmen, sobald dieses nur im Geringsten einen wichtigen Gegenstand berührt, dieses können nur Journale thun, denen Skandalmachen Lebenszweck ist — und glauben die wiener Redacteurs gegen solche Blätter etwas ausrichten zu können? Also, gegen die würdigen Journale ist diese Erklärung unnöthig und verdächtigend, gegen die unbedeutenden — unnütz. Zudem machen sie durch den lezt oben angeführten Passus der österreichischen Censur ein Compliment, welches sie keineswegs verdient und das einer Augendienerei nur zu ähnlich sieht. Denn wäre eine freiere Besprechung in den österreichischen Blättern selbst gestattet, so müßte man nicht mit so Vielem in das Ausland flüchten, man hätte vom Correspondiren dann nicht Unannehmlichkeiten zu befürchten, dann würden die gefuchten „rechten Männer“ auch offen auftreten können und dem Correspondenzwesen Unberufener wäre von selbst ein Ziel gesetzt. Es zeigt diese Erklärung der Redacteurs von ebenso viel Naivetät, als einem gänzlichen Verkennen ihrer Stellung, sie bieten sich, indem sie „dem Unwesen mit aller Kraft entgegentreten“ wollen, der Censur selbst als Diener an, denn wer bürgt ihnen dafür, daß die Censur nicht das, was sie für Recht und gut erkennen, als Unwesen ansieht und ihre literarische Thätigkeit, wenn nicht sogar noch etwas Anderes dabei in Anspruch nimmt? Wichtig in den Augen der Behörden ist es, daß die Herren Regierungsrath Dr. Kudler, Dr. von Stubenrauch, Dr. Tomaschek als Redacteurs der österreichischen Zeitschrift für Staats- und Rechtswissenschaft und Dr. Wildner von Maystein als Redacteur der Zeitschrift „Der Jurist“ mit unterzeichnet haben, das gibt der ganzen Sache doch einen ernstern Anstrich. Der Eifer der redigirenden Herren ging so weit, daß sie den Entwurf gegen 15—18 Mal discutirten, bevor er in dieser Form erschien und, trotz aller Vorsicht, trotz des besten Willens, der unverkennbar und sehr ehrenwerth sich an die Grundidee dieses Aufrufes knüpft, muß das Ganze doch dem Auslande gegenüber verpuffen und der wiener Journalistik als offenbare Taktlosigkeit nur schaden. Wurde doch sogar die Redaction des österreichischen Beobachters zur Mitunterzeichnung eingeladen und Herr von Pilat zeigte sich ebenso erfreut über das Vorhaben (natürlich, die ausländischen Correspondenten machen der Staatskanzlei manchen Verdruß), als darüber, daß man ihn zu den Journalisten zähle und nicht übergangen habe, er hielt den Aufruf mehrere Tage bei sich, fragte wahrscheinlich beim Fürsten Metternich an und erhielt keine Erlaubniß zum Mitunterzeichnen! — Es wäre ja entsetzlich gewesen, wenn er so mancher Correspondenz in bairischen und schweizer Blättern dann hätte entgegentreten müssen!

Ich komme von dieser Manifestation unserer Journalistik auf das Gerücht von der Einführung der Gewerbefreiheit in Oesterreich. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß vor einiger Zeit die Zeitungen meldeten: in Schärding, einem österreichischen Dorfe an der bayerischen Grenze, sei unter allgemeinem Volksjubel die Gewerbefreiheit verkündet worden. Das war nun zwar ein Irthum, aber doch nur ein halber. Daß bei uns die Regierung schon längst die Verhältnisse der Handwerkerklasse in Betracht gezogen und gewisse Veränderungen vorzunehmen Willens war, konnte Jeder bemerken, der nur irgendwie etwas aufmerksam den Gang unserer Verhandlungen beobachtet hat. Oesterreich, das in höchst seltenen Fällen, vorzüglich in solchen, wo weitergreifende Privatinteressen gefährdet werden können, mit einer vollen Maßregel entschieden heraustritt, hat die Einführung der Gewerbefreiheit, als einen nothwendigen Theil des Aufschwunges der Industrie, bereits seit mehreren Jahren der Art vorbereitet, daß immer nach und nach im Stillen, ohne großes Patent und viel Verkündigung, mehrere Gewerbe nacheinander frei gegeben wurden. Man wollte wieder versuchen, sehen, wie sich die Sache anläßt. So ist es gekommen, daß die Regierung bis jetzt an 52 Gewerbe frei gegeben hat, deren größere Anzahl das jüngste Decret enthält, welches hier zwar schon dem Magistrate zugesandt, aber von diesem noch nicht publicirt wurde. Die Publication soll am 15. oder 30. d. M. stattfinden und zwar in der Art, wie es bereits im Küstenlande der Fall gewesen, während man die frühern Gewerbefreiungen blos den Magistraten und betreffenden Zünften zur Kenntnißnahme zuschickte. Auch jetzt sind die Zünfte nicht aufgehoben, indem es noch immer Jedem freisteht, sich an die betreffenden Gilde anzuschließen. Den Kenner hiesiger Zustände wird es aber wohl wenig überraschen, wenn er hört, daß bereits vor Publication des Patentes sich einzelne Corporationen wegen Abwehrung der Gewerbefreiheit an den Erzherzog Ludwig wendeten; der Erfolg ist leicht vorauszusehen, da sie keine andern Gründe als Privatrücksichten, die doch vorzüglich bei einem so wichtigen Gesetze immer weichen müssen, vorbringen konnten. Die wenigen Gewerbe, welche jetzt noch unter der Polizeibehörde geblieben, werden es wohl für später auch bleiben, da hier meist Sanitätsrücksichten vorwalten, ihre Zahl ist aber so gering, daß man im Allgemeinen die Gewerbefreiheit als eingeführt ansehen kann. Von welchem unberechenbaren Einflusse auf Oesterreichs industrielle und mercantile Thätigkeit die Gewerbefreiheit sein wird, läßt sich im ersten Augenblicke weniger bestimmen, um so mehr, als das betreffende Patent nicht in allen Provinzen zugleich veröffentlicht werden soll; den nächstliegenden Einfluß wird es aber wohl auf die bestehenden städtischen Institutionen, hinsichtlich der Erlangung der Bürgerrechte und dergleichen, haben. Jedenfalls ist damit wieder ein schöner Schritt vorwärts im Vaterlande geschehen und ein um so wichtigerer, als im Hintergrunde auch noch so manche nothwendige Modification des Zollwesens liegt. Auch hier ist es wieder traurig, daß die Regierung so schwankend, so unentschlossen auftritt, erst experimentirend, wodurch natürlich den Gegnern der Muth wachsen muß. Wäre das Patent auf einmal und in der ganzen Monar-

die erschienen, so wäre mit einem Schlage Alles abgemacht, aber so wird es erst da, dann dort publicirt, dadurch gewinnt die Gegenpartei Zeit und Kräfte und wer weiß, ob nicht, durch die Mittel, die man in Oesterreich anzuwenden versteht, manche Provinz erst nach Jahren der Wohlthat dieses Gesetzes theilhaftig werden wird.

Eigentliche Stadtneuigkeiten werden Sie weniger interessiren; doch, zwei Selbstmorde, der eine eines sehr bejahrten, hier so ziemlich bekannten Cavaliers, dessen Ursache — Liebe war, Liebe bei einem 63jährigen Greise! und der andere, der Selbstmord eines Börsenmannes, aus einer durch Unglückschläge hart mitgenommenen, einst enorm reichen Familie. Ad vocem Börse will ich noch melden, daß sich vor einigen Tagen da eine Coalition gebildet, um das Fallen der pesther Bahnactien unter 90 zu verhindern; das Papier war rapid abwärts gegangen und hatte viele Verluste nach sich gezogen. — Vorgestern starb hier Graf Goës, ein in seiner Stellung als Obersthofmarschall und Landmarschall der österreichischen Stände, sowie noch außerdem in mannichfach amtlichen Geschäften theilnehmer, vielfach in Anspruch genommener Cavalier von bedeutendem Einflusse. Der Kaiser hat der Wittve in einem eigenen Handbillet sein Beileid um den Todesfall angezeigt.

C. C. C.

V.

Aus Berlin.

Stadtgespräche und Correspondenzen. — Das neue Regierungsblatt. — Eine Erfahrung für 10,000 Thaler. — Veränderungen im Ministerium. — Eine große Zeitungshalle; interessante Einrichtungen. — Gustav Julius. — Ein Plaidoyer der augsb. Allg. Zeitung.

Da nichts in den Zeitungen steht, so amüsirt man sich damit, von den Zeitungen zu sprechen. Jeden Tag spricht man von neuen Journalen, die erscheinen sollen, von Peter, der um eine Concession nachsucht, von Paul, dem eine Concession abgeschlagen und von Christoph, dem eine zugeschlagen wurde. Seit Wochen disputiren die berliner Correspondenten in deutschen Blättern, ob das neue „preussische Journal des Debats“ von Herrn Petersilie, oder von Herrn Kohltrabi, oder gar von Herrn Steckrübe redigirt werden wird. Als ob das Publicum dadurch um ein Haar klüger würde, als ob der Herr Steckrübe und der Herr Petersilie öffentliche, weltbekannte Charaktere wären, deren Name auch nur irgend eine Andeutung über die besondere Farbe des neuen Blattes gäbe, als ob Kohl nicht immer Kohl bliebe, und der ganze Unterschied nicht einzig und allein darin läge, welche Zubereitung ihm das Gouvernement geben will, ob Del oder Essig vorwalten, ob er süß oder sauer zubereitet werden wird. Die Hauptsache ist: es wird ein großes Regierungsblatt erscheinen! Nachdem diese Nachricht festgestellt ist, sollte man sich der vorläufigen Discussion enthalten und schweigend zusehen. Jede Correspondenz, die sich im Voraus mit dem Journale beschäftigt, ist eine Gratisannonce und leistet ihm einen Dienst, indem es die Auf-

merksamkeit des Publicums darauf hinleitet. Wozu aber einer Sache im Voraus ein Publicum verschaffen, die man noch nicht kennt? Ist das Journal ein Feind, warum ihm auf solche Weise einen Dienst erweisen? Ist es dagegen ein ruhiger, würdiger Repräsentant der Regierungsansichten, warum im Voraus dagegen polemisiren. Ein Regierungsjournal leistet immer der Sache des Fortschritts einen wichtigen Vorschub, weil es das Material zur Discussion liefert, weil es der Opposition einen positiven Boden für die Debatte bietet. Es wird selbst der äußersten Linken in Frankreich nicht in den Sinn kommen, den Untergang des Journals des Debats zu wünschen, und hätte der rheinische Beobachter nur die mindeste Idee von der Aufgabe eines Regierungsblattes gehabt, hätte er sich wie ein ernster, würdiger Mann und nicht wie ein trunkener Raufbold und Händelsucher betragen, es wäre keinem besonnenen Menschen eingefallen, seinen Sturz zu wünschen. Die Frage ist jetzt nur: wird man in Berlin da anfangen, wo Herr Bercht in Cöln aufhören soll? Es heißt, Letzterer soll als Entschädigung für das Aufhören seines Blattes 10,000 Thaler erhalten. Eine bedeutende Summe! Aber für die Erfahrung, welche die Regierung dadurch erkaufte, ist die Summe nicht zu groß. Wohl aber wäre das Geld hinausgeworfen, wenn man die Erfahrung nicht benutzte, wenn das neue Regierungsorgan in denselben Ton verfiel und statt mit Ruhe, mit Kaltblütigkeit und Würde die Discussion zu leiten, jeder ihr gegenüber stehenden Meinung mit einem fanatischen „Kreuziget sie!“ anfallen würde.

Im Ministerium hat sich eine Veränderung begeben, indem der Finanzminister Flottwell, der mit den Ansichten des Ministers Rothe nicht übereinstimmen konnte, auschied. Ich melde dies bloß, damit dieses Factum in Ihrer Chronik der Tagesgeschichte nicht fehle. Eine nähere Motivirung würde bei dem gänzlichen Mangel an Deffentlichkeit in unsern Staatsangelegenheiten immer nur lückenhaft und auf halben Voraussetzungen gestützt sein. Ich überlasse daher das langsame Anbohren dieser Themen den Tageblättern, denen ein größerer Raum dafür gestattet ist. Ebenso kurz und aus gleichen Ursachen registriere ich die definitive Ernennung des Herrn von Bodelschwing zum Minister des Innern und des Herrn von Schapper zum Chef des Postwesens (an die Stelle des verstorbenen H. von Nagler) in meinen Bericht ein.

Lebhaften Anklang in allen Classen der Gesellschaft findet hier die Errichtung einer neuen, reich ausgestatteten Lesehalle, im großen Style, nach dem Muster des berühmten leipziger Museums, nur eleganter und mit mannichfachen Verbesserungen. Das Local ist im eigentlichen Centrum der Stadt gewählt (Ecke der Jägerstraße und der obern Wallstraße, der Bank gegenüber) an einem jener Mittelpunkte, in welchen nicht weniger als fünf Hauptstraßen von den verschiedensten Enden der Stadt münden. Neun Zimmer und darunter zwei, drei größere Säle, sind für das Institut bestimmt, in welchem die Journale aller Sprachen und aller Fächer der Wissenschaft, der Politik und der schönen Literatur aufliegen werden. Damit wird ein Damenzimmer, ein Rauchzimmer, eine Restauration und ein Café verbunden; letzteres wird von einem der er-

sten Conditoren der Stadt (Dereuse) bedient werden. Eine wichtige und in ihrer Art einzige Eigenthümlichkeit dieser Zeitungshalle soll darin bestehen, daß an den Wänden des Eintrittssaales die allerneuesten Nachrichten des Tages auf große Tafeln geschrieben, ausgehängt werden. Zu diesem Behufe wird nicht nur eine eigene Redaction beschäftigt sein, aus den einlaufenden Journalen allsogleich die wichtigsten Nachrichten zu ercerpiren, sondern der Eigenthümer des Instituts, Herr Gustav Julius, hat außerdem noch eine ausgedehnte Correspondenz eingeleitet, die aus den Hauptstädten Europa's, sowie aus Berlin selbst tagtäglich die wichtigsten Tagesbegebenheiten melden wird, so daß beim Eintritt in die Zeitungshalle der Leser eine Masse von Nachrichten erhält, die erst Tags darauf in den Journalen sich vorfinden können. Gleichzeitig mit der Eröffnung der Zeitungshalle (am 1. October) wird nämlich auch die neue Zeitung erscheinen, zu der Herr Julius (früher Redacteur der leipziger Allgemeinen Zeitung) die Concession erhalten hat und welche namentlich den materiellen Interessen gewidmet sein soll. Die für diese Zeitung angeworbenen Correspondenzen sollen dann gleichzeitig für die Aushängetafeln der Zeitungshalle benutzt werden, so daß beide Unternehmungen einander unterstützen. Ueber die Richtung dieses neuen Blattes weiß ich im Voraus nichts anzugeben, nur über den äußern Umfang derselben kann ich mit Bestimmtheit melden, daß es nicht eine Wochenschrift ist, wie mehrere Journale bereits meldeten, sondern ein Tageblatt, das sechs Mal wöchentlich, jede Nummer in einem kleinen Foliobogen erscheinen wird.

Ueber das Verbot der beiden bremer Zeitungen ist die Auflösung des Rathfels noch immer nicht erschienen und noch weniger die Auflösung des Verbots. Herr Schünemann (nicht Herr Schönnemann, wie jüngst fälschlich geschrieben), der Eigenthümer des Blattes, ist von hier wieder abgereist, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Die heutige augsburger Allgemeine Zeitung (No. 198) enthält einen, von der Redaction ausgegangenen, leitenden Artikel, der sich mit Wärme der Weserzeitung annimmt und das Wichtigste vorbringt, was bisher in dieser Angelegenheit gesagt wurde. Die Allgem. Zeitung weist darauf hin, daß die Weserzeitung nicht bloß eine beschränkte Localbedeutung habe, sondern ihre Wirksamkeit im Interesse Deutschlands bis jenseits des Meeres erstreckt und zur Verbindung des Weltverkehrs mit den zahlreichen, überseeischen Etablissements Hamburgs und Bremens als ein wichtiges Organ diene, das unter den Auspicien des trefflichen Bürgermeisters Smidt im Geiste der ruhmvollen Traditionen der Hanse gegründet wurde. — Hätten wir eine wirkliche deutsche Politik, so würden die Argumente, welche die Augsburger mit staatsmännischem Ueberblick zu Gunsten der unterdrückten Zeitung vorbringt, schwer in's Gewicht fallen — so aber vom engeren preussischen Gesichtspunkte wird Mancher hier fragen: Mutter, was gehen Dich die irünen Beeme an? Was kümmern uns die überseeischen Verbindungen und die ruhmvollen Traditionen der Hansestädte?

0—0.

VI.

Notizen.

Aristokratische Suffisance. — Eisenbahnen und Kammern. — Gastronomisch-österreichische Studien.

Es liegt uns ein Buch: „Byron's Frauen“ von M. von Düringfeld vor. Wir schlagen die erste Seite auf und lesen Folgendes: An Louise K. Es ist ein Jahr her, daß ich dieses Buch beendete. Damals war es nicht Ihnen zugebach — jetzt empfangen Sie es. Im Dunkelsten eines trüben Herbstes begann ich es — aus der glanzvollen Melancholie eines Frühlingstages sende ich es Ihnen. Ich las es nicht wieder durch — erinnere mich seines Inhaltes nur noch dämmernd — es enthält viele traurige Gedanken, glaube ich — nun Sie werden es ja lesen.“ Kann sich die aristokratische Suffisance und die leere Coquetterie noch höher steigern? Wir reden hier nicht von der Unschicklichkeit, welche die Verfasserin gegen die begehrt, der sie ihr Buch widmet und der es anfangs nicht zugebach war, obgleich sie ihr zumuthet, das zu lesen, was ihr selber zu lesen und sich desselben zu erinnern zu unbedeutend erscheint. Wir reden hier von der Suffisance gegen das Publicum und die Kritik. Wir sind gewohnt, literarische Productionen mit einem andern Maßstabe, als dem der bürgerlichen Unterthänigkeit gegen aristokratische Blasirtheit zu messen, und es kann uns Niemand zumuthen, das zu lesen, und gar kritisch zu lesen, was die Verfasserin selber als des Nachlesens unwerth betrachtet und worauf sie jedenfalls kein besonderes Studium verwendet haben kann, da Alles ohne Eindruck zu hinterlassen, von ihr selber schon wieder vergessen worden ist.

— Man kann die Bemerkung machen, daß im Jahre 1842, als das große Eisenbahnunglück bei Meudon stattfand, gleichfalls wie in diesem Jahre die allgemeinen Wahlen für die französische Deputirtenkammer stattfanden. Es sollte uns wundern, wenn nicht irgend ein frommer rheinischer Beobachter hieraus Schlüsse zöge über den Zorn des Himmels gegen Repräsentativverfassungen, gegen Sodom und Gomorrha, gegen Wahlumtriebe, Corruption u. s. w.

— Die Oesterreicher sind ärgerlich, wenn ihnen die Norddeutschen ihre Bachhähnl und Rosbratl, ihre Liebe zu vollen Tischen und Fleischtopfen vorwerfen. Aber die Regierung selbst hilft dazu, ihren epicuraischen Ruf zu verschlimmern. In der neuen Gewerbeordnung, welche dieser Tage erschienen ist, werden (als Ausnahme von der allgemeinen Gewerbebefreiheit) aufgezählt: „Die Köche, Garfköche, Garfkücher, Tracteurs und Restaurateurs.“ Wir möchten doch irgend einen österreichischen Jacob Grimm freundlichst bitten, uns den Unterschied zwischen einem Garfkoch und einem Garfkücher in einer ausführlichen Abhandlung zu schildern. Auch die feine Distinction zwischen einem Restaurateur und Tracteur, dürfte manchem sehr lehrreich werden. Welch' ein capriciöser Herr muß doch ein österreichischer Magen sein, wenn die Behörden einer solchen feinen Nüancirung seiner Großdiener sich befleißigen müssen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.